

Simenon

Die schielende Marie

Diogenes



Diogenes Taschent



Georges Simenon

*Die
schielende
Marie*

Roman

*Deutsch von
Eugen Helmlé*

Diogenes

Titel der Originalausgabe:
›Marie qui louche‹
Copyright © 1952 by Georges Simenon
Umschlagfoto: ›Manoir de Saint-Léger‹
Copyright © Guido Mangold

Deutsche Erstausgabe

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 1990

Diogenes Verlag AG Zürich

100/90/36/1

ISBN 3 257 21800 1

Inhalt

ERSTES BUCH

1. Die Leckereien von Fourras 7
2. 22. August 1922 28
3. Der Zug nach Paris 51
4. 'Les Caves de Bourgogne' 73
5. Die Schneeballschlacht 99

ZWEITES BUCH

1. Die Siegesparade 123
2. Die Statisten von Joinville 149
3. Der Morgen der Vögel 175
4. Maries Koffer 197
5. Die Stühle im Garten 208

ERSTES BUCH

I

Die Leckereien von Fourras

Schläfst du?»

Sylvie gab keine Antwort. Sie rührte sich nicht, zuckte nicht einmal. Sie atmete bloß ziemlich laut, um Schlaf vorzutäuschen, doch es bestand nicht viel Hoffnung, daß die Marie darauf hereinfiel.

»Ich weiß, daß du nicht schläfst.«

Maries Stimme war ruhig, monoton, irgendwie klagend, wie die Stimme mancher Frauen, die Unglück gehabt haben.

»Du schläfst absichtlich nicht«, sagte sie in der Dunkelheit des Zimmers. Wie hatte sie das nur erraten? Sie war nicht intelligent. Nach zwei Wochen, die sie jetzt beide in der Pension ›Les Ondines‹ arbeiteten, konnte sie immer noch nicht richtig den Tisch decken. Dabei gab sie sich weiß Gott Mühe, alles richtig zu machen. Man konnte sagen, daß sie dumm war. In der Schule hatte sie sich so angestrengt, mitzukommen, daß sie darüber krank wurde. Wenn sie gefragt wurde, hatte sie mit offenem Mund dagesessen, die dunklen Augen starr auf eine Ecke der Tafel gerichtet, und war regelmäßig in Tränen ausgebrochen.

Jetzt, mit achtzehn, war es kaum anders, und sie zitterte vor Madame Clément genauso, wie sie vor der Lehrerin in der Schule gezittert hatte.

Trotzdem erriet sie alles, was Sylvie dachte, vor allem die häßlichen oder unanständigen Dinge, die man sich selber nicht eingesteht, und sie sprach in aller Ruhe darüber, ohne je an sich zu zweifeln.

»Worauf wartest du?« fragte sie von ihrem Bett aus, wo sie sicherlich, wie es ihre Gewohnheit war, in der Stellung einer Toten auf dem Rücken lag.

Und aus Angst, Marie könnte das Licht einschalten, antwortete Sylvie verdrießlich:

»Ich warte auf nichts.«

»Das ist nicht wahr.«

»Worauf sollte ich denn warten?«

Es herrschte Ebbe, denn man hörte nur von fern das Rauschen der Wellen, und durch das halbgeöffnete Fenster kamen Luftschwaden, die nach Schlick rochen, ein seltsamer Geruch, den die beiden Mädchen erst in Fourras kennengelernt hatten und der an den Geruch des Spülwassers erinnerte, wenn die Pensionsgäste Muscheln vorgesetzt bekommen hatten.

Warum war die Marie nicht sofort eingeschlafen? Sie schliefen nicht im Haupthaus, sondern in einem niedrigen Gebäude, das durch einen mit Tamarisken und Oleander zugewachsenen Garten von der Pension getrennt war; vermutlich handelte es sich um einen ehemaligen Pferdestall.

Ihre Unterkunft bestand aus zwei Räumen, von denen jeder ein Fenster hatte und eine Tür, die nach draußen ging. In dem zweiten Raum schlief schon seit

neun Uhr Mathilde, die Hausgehilfin, die schwarze Wollstrümpfe trug, welche von roten Bändern überm Knie gehalten wurden.

Sie ging immer als erste schlafen, weil sie sich nicht um den Speisesaal kümmerte, sondern um die Zimmer, und weil sie um sechs Uhr früh anfing. Sie war gut fünfundvierzig Jahre alt. Ein Stellenvermittlungsbüro aus La Rochelle hatte sie besorgt. Sie sprach nicht gern, brummelte in den Bart, fand die Menschen verrückt, ob es sich nun um die Pensionsgäste, die Cléments oder die Mädchen handelte. Über ihrem Bett hingen die Bilder von zwei jungen Männern, einem Matrosen und einem Polizisten. Es waren ihre Söhne. Das war alles, was man von ihr wußte.

Sylvie beendete ihre Arbeit gegen halb zehn, denn sie hatte sich um den Speisesaal zu kümmern, das heißt um die Tischgedecke, während Marie um diese Zeit noch das Geschirr spülte.

Als Marie ins Zimmer gekommen war, lag Sylvie bereits im Bett und machte ein Gesicht wie jemand, der keine Lust hat, noch zu schwatzen.

»Bist du müde?«

»Ja.«

»Na, dann schlaf, mein Kind!«

Marie hatte sich im Handumdrehen ausgezogen, nachdem sie das Licht gelöscht hatte, denn es war kein Vorhang am Fenster.

»Gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Wer hatte ihr das nur in den Kopf gesetzt, daß Sylvie nicht schlafen würde? Und warum war sie so sicher,

daß ihre Freundin auf etwas wartete? Was einen am meisten bei ihr aufregte, war, daß sie ihre Fragen nicht hintereinander stellte, wie die meisten neugierigen Menschen. Sie ließ lange Pausen vergehen, in denen sie in der Dunkelheit beide das Rauschen des Meeres hörten und hinter der Trennwand Mathildes Schnarchen.

»Hast du ihn nicht hereingelassen?«

»Wen?«

»Ich denke doch Louis, oder nicht?«

»Warum sollte ich ihn hereinlassen?«

»Er ist gekommen. Ich habe ihn durchs Fenster gesehen.«

Denn von dem Raum hinter der Küche aus, wo die Spüle war, konnte man die Unterkunft der Dienstboten sehen.

»Und hast du ihn hineingehen sehen?«

»Nein.«

»Also?«

»Also nichts!«

Sie kannten sich seit der Zeit, wo sie ganz klein waren; sie waren in zwei fast identischen Nachbarhäusern in der Nähe der Festungsmauer von Rochefort zur Welt gekommen und hatten dann die Bänke derselben Schule gedrückt. Marie hatte schon immer mit dieser Stimme gesprochen, hatte schon immer eigensinnig darauf bestanden, bedächtig all das zu sagen, was die Leute nicht gern hören. Tat sie es, weil sie häßlich war und weil sie schielte? In der Schule rückten Kinder von ihr ab, weil sie behaupteten, sie hätte den bösen Blick.

»Du hast das Licht nicht gelöscht, um dich auszuziehen.«

»Woher weißt du das?«

»Weil Monsieur Clément die ganze Zeit über hierher gesehen hat.«

»Es ist doch nicht meine Schuld, wenn kein Vorhang am Fenster ist.«

»Er macht absichtlich keinen dran, das hast du selber gesagt.«

»Ist das ein Grund, daß ich mich im Dunkeln ausziehen soll? Wenn du dir das Gesicht waschen und die Zähne putzen würdest, bevor du zu Bett gehst, bräuchtest du auch Licht. Es kann nicht jeder schmutzig sein.«

Wie beredt das Schweigen der Marie war! Sylvie hörte sie fast denken. Und es stimmte, es stimmte immer! Sie löschte das Licht absichtlich nicht. Sie haßten ihren Chef, Monsieur Clément, einen ehemaligen Pariser Taxichauffeur, der mit einer Köchin verheiratet war und die Pension ›Les Ondines‹ gekauft hatte. Er war vulgärer als alle Männer, die sie kennengelernt hatten, vulgärer selbst als die Betrunkenen, die sie als Kinder aus dem Haus mit der großen Nummer, nicht weit von ihnen entfernt, hatten herauskommen sehen. Er war klein, fett, immer mit glänzendem Teint, mit großen, unheimlichen Augen. Gegenüber den Pensionsgästen zeigte er sich so unterwürfig, daß es einem den Magen umdrehte, er spendierte ihnen Getränke und versuchte, sie zum Lachen zu bringen; in Gegenwart seiner Frau verhielt er sich unaufrichtig, und sobald sie den Rücken gewandt hatte, strich er um die Dienstmädchen herum, wobei er laut schnaufte.

Er war feige, grausam; sie hatten es beide festgestellt, als er einem streunenden Hund, der in den Mülleimern

herumstöberte, mit einem Stock solche Schläge versetzt hatte, daß das Tier ein gebrochenes Kreuz hatte und eingeschläfert werden mußte. Er, ganz stolz, hatte ihnen noch einen triumphierenden Blick zugeworfen.

Hatte Marie erraten, daß Sylvie Angst vor ihm hatte? Und daß es ihr nicht mißfiel, daß sie Angst hatte? Daß sie es zum Beispiel, wenn sie sicher gewesen wäre, Madame Clément werde im richtigen Augenblick auftauchen, möglicherweise einzurichten gewußt hätte, daß er sich an sie heranmachte?

Das Wetter war seltsam. Die Augusthitze war vorbei. Die Saison ging ihrem Ende entgegen. In den Zimmern herrschte immer noch die warme Feuchte des Tages, aber die Luft, die durch das Fenster drang, war eisig. In drei Wochen würde niemand mehr in der Pension sein, und man würde schließen. Zwei Familien waren schon abgereist, und ihre Zimmer waren nicht wieder besetzt worden.

»Der Chef hat gesehen, wie Louis sich dem Fenster genähert hat.«

»Was liegt mir denn daran?«

»Er ist eifersüchtig.«

»Das geht mich nichts an. Mit welchem Recht sollte er eifersüchtig sein?«

»Das weißt du ganz genau.«

Es gab Augenblicke, wie diesen zum Beispiel, in denen auch Sylvie am liebsten einen Stock auf dem Rücken ihrer Freundin entzweigeschlagen hätte. Es war klar, daß Monsieur Clément eifersüchtig war. Wenn er schon nichts von den Dienstmädchen hatte,

so sollte auch sonst niemand etwas von ihnen haben. Vor allem nicht in seinem Haus! Mädchen, die in seinem Dienst standen! Das ging so weit, daß er, sobald er im Speisesaal oder sonstwo einen Pensionsgast allein mit Sylvie zusammensah, unter dem einen oder anderen Vorwand auftauchte.

Warum hätte er also nicht auch auf Louis eifersüchtig sein sollen, der erst dreiundzwanzig Jahre alt war? Weil Louis mehr oder weniger geistig beschränkt war und erst in der letzten Woche wieder einen Epilepsieanfall gehabt hatte!

Das hinderte Louis nicht daran, jeden Abend im Garten herumzustreichen und den Augenblick abzugewinnen, in dem Sylvie allein in ihrem Zimmer war. Trotz seines großen, knochigen Körpers und seiner maßlos langen Arme war er ebenso flink und ebenso lautlos wie eine Katze.

Dennoch spürte Sylvie jedesmal seine Gegenwart, obgleich sie so tat, als merke sie nichts davon. Hatte Marie auch diese kleinen Details erraten? Hatte sie etwa auch das gleiche empfunden? War es möglich, daß dieses Mädchen ohne Hüften, dessen Rippen man sah und das anstelle von Brüsten zwei weiche Säcke hatte, Instinkte einer Frau besaß?

Sylvie zog sich allerdings auch weiterhin bei Beleuchtung vor dem Spiegel aus, der über ihrem Toiletentisch hing, genau gegenüber dem Fenster. Und anstatt sofort ihr Nachthemd anzuziehen, lief sie erst noch lange mit nacktem Busen herum, nur mit nacktem Busen, denn mehr zu entblößen, selbst vor Louis, schnürte ihr noch die Kehle zu. Sie wußte, daß sie einen

prächtigen Busen hatte, es machte ihr Spaß, ihn zu betrachten, die Brüste mit den Händen zu umfassen.

Louis kam immer näher heran, bis er schließlich draußen in dem Lichtfleck stand, der die Form des Fensters hatte. Er hätte gar nicht da sein dürfen. Er wohnte mit seiner Mutter etwas weiter weg, in der Nähe des Hafens, in einem Haus mit zwei Zimmern. Merkwürdig! Während man bei allen andern den Vornamen gebrauchte, sagte man zu ihr Madame Niobé. Sie war eine kleine Frau mit kreideweißem Gesicht, schwarz gekleidet, die morgens kam und abends wieder ging und die die größten Arbeiten verrichtete, als ob ihr dies von jeher bestimmt gewesen wäre. Bezahlten die Cléments auch ihren Sohn? Sicherlich gaben sie ihm hin und wieder außer den Mahlzeiten auch mal ein Geldstück, damit er mit dem Schubkarren ins Dorf Lebensmittel holen ging, Holz hackte, den Garten harkte.

Er war zwei Kopf größer als seine Mutter, und man sprach mit ihm wie mit einem achtjährigen Kind; er hatte die Intelligenz, den Charakter, die klaren, naiven Augen eines achtjährigen Kindes.

»Haben Sie keine Angst«, sagte er flehend zu Sylvie, als sie sich endlich nach ihm umdrehte, wobei sie so tat, als habe sie ihn gerade erst entdeckt und beide Hände vor die Brust hielt.

»Ich habe keine Angst, Louis.«

Würde der Instinkt ihn nicht eines Abends dazu treiben, durch das offene Fenster zu steigen, das sie voneinander trennte?

»Verstecken Sie sie noch nicht!«

Er sagte das mit einer merkwürdigen Inbrunst. Nie

gebrauchte er das Wort, so daß die Brüste für einige Augenblicke etwas Besonderes, fast Unkörperliches wurden.

»Verstecken Sie sie nicht, Mademoiselle Sylvie!«

Vielleicht sah er in der Kirche die keusche Statue der Jungfrau im flackernden Licht der Kerzen mit den gleichen Augen an.

Jetzt, in der Dunkelheit, sagte Maries Stimme:

»Monsieur Clément hat über zehn Minuten lang hierher geschaut.«

»Na und? Was kann das dir ausmachen?«

»Morgen wird er wieder brutal sein zu Louis, um sich zu rächen.«

»Ich habe Louis doch nicht darum gebeten, hierher zu kommen.«

»Worauf wartest du?«

Um Zeit zu gewinnen, sagte sie:

»Worauf sollte ich warten?«

»Warum wolltest du unbedingt wach bleiben?«

»Wahrscheinlich, weil ich nicht einschlafen konnte.«

»Das ist nicht wahr.«

»Du langweilst mich.«

»Ich sage nichts mehr.«

Marie änderte offenbar die Lage ihrer Hände, denn man hörte das Rascheln des Bettlakens. Es war Sylvie, die einige Minuten später fast demütig flüsterte:

»Wie spät ist es?«

»Ich weiß es nicht. Mach Licht, dann siehst du es.«

Der Wecker mit seinem hastigen Ticken stand zwischen ihnen auf dem Nachttisch.

»Ich will kein Licht machen.«

»Warum nicht?«

»Darum.«

»Was hast du wieder angestellt?«

»Ich habe nichts angestellt.«

»Dann laß mich schlafen. Gute Nacht.«

Wieder vergingen Minuten. Der Garten lag dunkel und still, und über den Tamarisken sah man kein einziges Licht in den Fenstern der Pension.

»Marie!«

»Was?«

»Als du vorhin weggegangen bist, hat da Monsieur Clément die Tür abgeschlossen?«

»Natürlich.«

»Waren alle schon hinauf gegangen?«

»Außer ihm.«

»Ist er gleich darauf hinauf gegangen?«

»Ich habe ihn nicht gefragt.«

»Hatte Madame Clément schon ihre Kasse gemacht?«

»Sie war schon seit einer Viertelstunde in ihrem Zimmer.«

»Danke. Gute Nacht.«

»Du wirst trotzdem nicht schlafen.«

»Warum nicht?«

»Darum nicht!«

Wie um ihr einmal mehr recht zu geben, gab es plötzlich einen Lärm in der Pension, und anstatt sich aufzurichten, drückte sich Sylvie ängstlich noch tiefer ins Bett. Marie hingegen war aufgestanden und mit bloßen Füßen ans Fenster gestürzt.

»Was ist los?«